

UMSCHAU

Kirchliche Museen

Orte der Vermittlung zwischen Kirche und Publikum

„Ein Diözesanmuseum ist ein Haus, in dem die Bilder des Glaubens gehütet werden, heilige Geräte und Gewänder, kunstvoll ausgeschmückte liturgische Bücher und Zeugnisse christlichen Lebens vergangener Zeiten. Sie zu sammeln und zu bewahren, ist jedoch nur ein Mittel zum Zweck: Ein kirchliches Museum muß versuchen, den Glauben der Vorfahren den Menschen, die heute leben, so zu erschließen, daß dieser Glaube zu einer Einladung wird... Wir Menschen, von Gott mit Augen zum Sehen und Händen zum Greifen beschenkt, brauchen, um zu erkennen und begreifen zu können, neben dem Wort das Bild. Bilder – hier als jedwede Form der Darstellung verstanden – vermögen auch Glauben zu bezeugen, zu wecken, zu stärken; Bilder sind Verkündigung.“

Mit diesen Worten hat Generalvikar Heinrich Schenk am 15. Juli 1988 anlässlich der Eröffnung der Sonderausstellung „Der Schatz von St. Godehard“ im Hildesheimer Diözesanmuseum den Charakter und die Aufgabe kirchlicher Museen umrissen. Diese sind den klassischen Aufgaben des Museums – sammeln, bewahren, erhalten, forschen und der Forschung zuhänden halten, ausstellen und eine Bildungsfunktion in der demokratischen Gesellschaft wahrnehmen – ebenso verpflichtet wie jedes andere Haus. Darüber hinaus reklamieren sie für sich eine weitere – wenn man so will: eine höhere – Aufgabe: Sie wollen Orte der Verkündigung sein. Fürwahr ein hoher Anspruch. Geht man seinen Implikationen nach, tut sich eine Fülle von Fragen auf.

Beschränkt man die Betrachtung auf Diözesanmuseen bzw. Domschatzkammern von vergleichbarem Rang, so hat man es in der Bundesrepublik mit 20 Einrichtungen zu tun: Die weitaus meisten Diözesen unterhalten eine solche. Andreas Grünewald-Steiger und Susanne Kaiser haben im Jahr 1985 eine einschlägige Diplomarbeit geschrieben und dafür Häuser dieser

Art quer durch die Bundesrepublik besucht. Dabei haben sie *drei Typen* gefunden; die folgenden Ausführungen fußen auf ihrer Darstellung.

1. Der *herkömmliche* Typ ist mehr schlecht als recht in einem Altbau untergebracht und zeigt relativ große Bestände auf einer zu kleinen Ausstellungsfläche. Ob nun der Mangel an Magazinräumen dazu zwingt oder ob der Mangel an museologischer Professionalität den Horror vacui zum Ausstellungsprinzip geraten ließ – das Resultat erinnert auf jeden Fall fatal an Schaufenster bei Woolworth. Die Beschriftung setzt voraus, daß der Besucher Latein kann, zumindest aber katholisch ist. (Wenn einer nicht weiß, was „Monstranz“ heißt und wozu dieser sonderbare Gegenstand dient, um so schlimmer für ihn!) Zusätzliche Informationen gibt es nicht, dafür aber kleinere Ärgernisse wie Beleuchtungsfehler (Blendung des Betrachters), Platzierungsfehler (z. B. zu hohe Sockel relativ zur Größe des Objekts oder Beschriftung, die sich in Augenhöhe eines Kindes befindet), Vitrinen aus nicht entspiegeltem Glas u. a. m.

2. Der *moderne* Typ ist kunstwissenschaftlich orientiert und dem herkömmlichen diametral entgegengesetzt. Wie er aussehen kann, sei am Beispiel Paderborn dargestellt. Unmittelbar neben dem Dom erhebt sich ein Neubau, dessen kompromißlose Modernität im Zentrum einer alten Stadt Signalwirkung hat (und nicht jedem gefällt). Der Staub der Jahrhunderte kann sich dort gewiß nicht niedergelassen haben! Die Architektur bricht auch im Inneren radikal mit der Tradition: Ein kontinuierlich ansteigender Weg führt durch offene Geschoßebenen, die von vielen Standorten aus einen Durchblick nicht nur horizontal, sondern auch vertikal erlauben. Flexible Wände dienen der Flächenunterteilung. Während sich in Altbauten die Ausstellungskonzeption nach den vorhandenen Wänden und

Türen richten muß, richtet sich hier die Raumeinteilung nach den Objekten. Die Festaussstattung des Liborialaltars zum Beispiel ist so aufgestellt, daß sich der Besucher die ursprüngliche Raumwirkung im Dom in etwa vorstellen kann. Außer der Beschriftung gibt es Informationsmaterial für verschiedene Bedürfnisse. Ein Saal mit ansteigenden Sitzreihen dient für Veranstaltungen, in einem Café (mit Durchblick in den Ausstellungs-bereich) kann sich der Besucher erholen, Boutiquen bieten Museumsbezügliches zum Kauf an. Auch wer manches von alledem für des Guten zuviel hält, wird anerkennen: Paderborn braucht keinen Vergleich mit weltlichen Häusern zu scheuen.

3. Ein *Zwischentyp* läßt sich ausmachen, der Elemente beider Extreme vereint. Das fängt beim Bau an: Wo alte Bausubstanz durch neue Teile ergänzt und die Ausstellung in den veränderten Räumen mit Sachverstand und Fingerspitzengefühl installiert wurde, findet man zum Teil überaus glückliche, atmosphärisch wie ästhetisch ansprechende Lösungen. Eichstätt ist ein Beispiel dafür. Das Museum hat zusätzlich zum alten Zugang durch den Dom einen direkt von draußen erhalten, bei der Kombination alter und neuer Bauelemente hat man darauf geachtet, sie erkennbar zu belassen – wodurch der Bau selbst eine historische Entwicklung illustriert –, die Präsentation der Objekte trägt modernem Standard voll Rechnung. Es gibt Schrifttafeln, Schaubilder, Landkarten, käufliches Informationsmaterial und zu bestimmten Themen auch Diaschauen. Die Erklärung von Fachausdrücken bezieht Funktionszusammenhänge und geschichtlichen Hintergrund mit ein.

Die kirchlichen Museen konkurrieren (bzw. kooperieren) heute mit den weltlichen und sind insgesamt voll in die „Museumslandschaft“ der Bundesrepublik integriert. Das Institut für Museumskunde bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin etwa, das jährlich die Besucherzahlen der Museen bundesweit ermittelt und nach verschiedenen Gesichtspunkten aufschlüsselt, subsumiert die kirchlichen Häuser schlicht unter „Kunstmuseen“ und wirft sie auch dort nicht gesondert aus, wo es um Trägerschaft geht. Aus der Sicht der Fachleute gehören sie offenbar einfach „dazu“. In Anbetracht des

„Inhalts“ leuchtet das auch ein. Denn weder stellen kirchliche Häuser ausschließlich sakrale Objekte aus noch haben sie auf solche ein Monopol: Altäre, liturgisches Gerät usw. zeigt jedes bessere kunst- bzw. kulturhistorische Haus (wenn schon nicht in solcher Fülle und Qualität wie ein kirchliches). Dieser Mangel an Trennschärfe spiegelt das fundamentale Faktum, daß Geschichte des Abendlands auf weite Strecken hin mit Geschichte der Kirche *ein* Gewebe ausmacht und niemand die eine ohne die andere dokumentieren kann.

Jedoch gibt es auch einen anderen Grund: Viele kleinere Häuser, in welcher Trägerschaft auch immer, sind organisatorisch gar nicht imstande, ihre Besucherzahlen auch nur einigermaßen zuverlässig zu ermitteln, und lassen einschlägige Anfragen zentraler Stellen einfach unbeantwortet. Auch größere Häuser peilen mitunter „über den Daumen“. Alle Zahlen sind deshalb sehr „rund“, und die „Arbeitsgemeinschaft kirchlicher Museen und Schatzkammern im deutschsprachigen Raum“ (Sitz des Sekretariats bei der Domschatzkammer Aachen) zieht es vor, gar nicht erst welche zu nennen. Jedoch kann man vernünftigerweise nicht daran zweifeln, daß die allgemeine Entwicklung der „Museumslandschaft“ auch für kirchliche Einrichtungen gilt. Dies läßt sich auch durchaus erhärten.

Nach Angaben des genannten Berliner Instituts lag die Gesamtzahl der Museumsbesuche im Jahr 1975 bei 22 Millionen, 1987 aber über 66 Millionen mit weiterhin steigender Tendenz. Ferner sprießen museale Einrichtungen besonders in der Provinz wie Pilze aus dem Boden. So enthielt im Jahr 1974 das Verzeichnis der „Museen und Sammlungen in Niedersachsen und Bremen“ deren 166, im Jahr 1986 jedoch bereits 318. Bedenkt man, daß seit 1974 von den existierenden 20 Diözesanmuseen und Domschatzkammern nicht weniger als acht entweder zum ersten Mal oder nach Umbau und Neuaufstellung wieder ihre Pforten öffneten, daß ferner zwei sich gegenwärtig im Umbau befinden, so kann man getrost die Behauptung wagen, daß die kirchlichen Häuser sich prinzipiell ebenso auf wachsendes öffentliches Interesse eingestellt haben bzw. einstellen können wie weltliche. Im

übrigen erinnert sich gewiß jeder, der schon in den 60er Jahren ins Museum ging, an die feierliche Stille, die damals in menschenleeren Sälen herrschte. In gut geführten Häusern sucht man diese heute oft vergebens.

Das neue Massenpublikum stellt die Museen jeder Art vor ungewohnte Probleme. Ehedem konnte man sich darauf verlassen, daß Menschen, die überhaupt ins Museum kamen, selbst wenn sie nicht „vom Fach“ waren, gewisse Vorkenntnisse mitbrachten. Gängige Fremdwörter und Fachausdrücke, historische Daten und Zusammenhänge, Bildungsgut wie griechische Mythologie oder eben biblische Geschichten gehörten zum festen Bestand. Für das Gros heutiger Museumsbesucher ist das alles Terra incognita. Bei einem museumspädagogischen Projekt im Hildesheimer Diözesanmuseum konnten wir feststellen, daß nicht nur Kinder, sondern vielfach auch Eltern und sogar Lehrer vergeblich rätselten, wie wohl die Frau mit Heiligenschein und blauem Mantel heiße, vor der sich ein Engel verneigt. (Die Beschriftung gab nur „Verkündigung“ an.) Was können sie dann erst mit „Jakobs Traum“ oder „Die Vertreibung Hagar“ anfangen?

Diese Problemlage hat zum Aufschwung der *Museumspädagogik* geführt². Wenn die Museen nicht nur als „Guckgast für Neugierige und Touristen“ (W. Machens) fungieren, sondern eine Beziehung zum Objekt vermitteln wollen, bedürfen sie ihrer dringend. Erst recht aber gilt dies, wenn die Exponate als Medium der Verkündigung dienen sollen.

Eine systematische Darstellung der Aufgaben und Möglichkeiten von Museumspädagogik würde den Rahmen dieses Beitrags bei weitem sprengen. Folgende Punkte müssen in Kürze genügen:

- Museumspädagogik ist für den Vermittlungsprozeß zwischen Objekt und Besucher zuständig. Sie erfordert mithin eine spezielle Vermittlungskompetenz, die mit kunstwissenschaftlicher oder theologischer Fachkompetenz nicht identisch ist.

- Museumspädagogik hat Besucher aller Altersklassen im Auge, nicht etwa nur Kinder.

- Museumspädagogik kann bei allen publikumsbezogenen Arbeitsgängen im Museum ih-

ren Beitrag leisten, insbesondere auch bei der Ausstellungskonzeption. Ihre Aufgaben beginnen nicht erst mit Führungen und Informationsblättern.

Wenn hier von einer Pädagogik der Verkündigung im Museum zu handeln ist, muß zunächst feststehen, wem verkündet werden soll, denn alle pädagogische Reflexion bewegt sich zwischen zwei Polen: der zu vermittelnden Sache und ihrem Adressaten. Heinrich Schenk dachte bei seinen eingangs zitierten Sätzen gewiß an die Gesamtheit der Besucher – es können ja auch Katholiken, die ihre Sonntagspflicht noch zu erfüllen pflegen, in den herrlichen Zeugnissen des Glaubens vergangener Zeiten Stärkung ihres eigenen suchen und finden. Allerdings: Für sie ist der vorrangige Ort von Verkündigung nach wie vor die Kirche selbst bzw. der mitgefeierte Gottesdienst. Ins Museum kommen jedoch auch Menschen, die nie einen Fuß in die Kirche setzen (es sei denn zwecks Besichtigung). Hier bietet sich eine schlechterdings einmalige Gelegenheit, sie anzusprechen, und deshalb scheint es mir geboten, gerade diese Besucher als die Adressaten einer verkündigungsbezogenen Museumspädagogik zu definieren. (Daß eine solche die allgemeine voraussetzt, versteht sich von selbst und kann hier weiter nicht ausgeführt werden.)

Der kirchenferne Besucher kommt ins Museum, weil ihn die Ausstellung interessiert, nicht, um sich bekehren zu lassen. Beschleicht ihn das Gefühl, daß ihm etwas aufgedrängt werden soll, was er gar nicht will, wird er gehen und nicht wiederkommen. Nur wenn die Pädagogik des Museums von einem Höchstmaß an Diskretion und absolutem Respekt vor seiner Selbstverfügung getragen ist, wird es der Besucher als einen guten Ort erleben können, an dem er gern verweilt, den er auch ein andermal aufsuchen mag, wo er – vielleicht! – eines Tages anfängt, Fragen zu stellen. Wenn der Umgang mit religiösen Kunstwerken und die Freude daran ihn auch nur dazu bringt, sich über die Kirche besser zu informieren, Vorurteile abzubauen, eine gewisse Sympathie zu entwickeln, so ist das schon viel. Eine Pädagogik, die dem Heiligen Geist ins Handwerk pfuschen könnte, gibt es nicht: Daß ein Besucher sich beim Anblick des

Bernwardkreuzes vom Saulus zum Paulus wandelt, möge man von ihr nicht erwarten.

Ein „guter Ort“ zeichnet sich durch Freundlichkeit aus. Solche beginnt im Museum nicht erst beim Verhalten des Personals, sondern viel früher, nämlich bei der Bereitschaft, bei der Auswahl und Aufstellung der Objekte nach der Situation des Besuchers und da speziell nach der des Kirchenfernen zu fragen. Ein Haus, das als „katholischer Insider-Betrieb“ wahrgenommen wird, wirkt auf subtile Weise zugleich abweisend. Wie es heute noch allzu oft gemacht wird und was bei Anwendung guter Museumspädagogik möglich wäre, sei mit einem Beispiel demonstriert.

Eine junge Frau (mit Abitur!) erzählt: „... und dann war da ein ganzer Raum voll mit so Schürzen – wie Fahrradhänge, denen man das Seitenteil weggeschnitten hat – mit ganz tollen Stickereien, aber immer auf der Rückseite. Wenn man die überzog und die normalen Kleider an den Seiten und unten herausschauten, muß das schon komisch ausgesehen haben!“ Und nach meinen Erklärungen: „Ach sooo – na warum stellen die nicht eine Schaufensterpuppe auf und ziehen der einmal das ganze Zeug an? Dann könnte man sich's doch wenigstens vorstellen!“

Warum, in der Tat?! Warum bauen „die“ nicht einen barocken Chorraum mitsamt Altar und liturgischem Gerät als Modell in Puppenstubengröße auf und stellen Priester und Meßbuben an ihre Plätze? Und wenn man dasselbe in seiner heutigen Form gleich danebenstellte – welch wunderbare Gelegenheit, auf das Thema Liturgiereform zu kommen! Aber all dergleichen kostet nicht nur Geld, sondern – schlimmer noch – Platz. Da stellt der katholische Wissenschaftler doch lieber auch noch die Kaseln Nr. 27–31 aus, bevor er pädagogisches Larifari für Ungläubige veranstaltet. (Übrigens: Wie viele jüngere Katholiken wissen, daß nicht schon von jeher versus populum zelebriert wurde, von den theologischen Begründungen zu schweigen?)

Welch wunderbare Gelegenheiten bietet das Museum: Könnte man nicht bei der Erklärung von „Monstranz“ und „Versehgerät“ eine Ahnung von der Bedeutung des Sakraments ver-

mitteln? Könnte man nicht, wo lauter holzschnitzte Heilige auf ihren Sockeln stehen, etwas von ihnen erzählen? So mancher Besucher wüßte viel lieber, warum die hl. Katharina ein Rad trägt, als daß die Plastik aus Lindenholz ist und ursprünglich farbig gefaßt war. Für biblische Gestalten gilt das natürlich erst recht. Allerdings: Solches Erzählen kann seinen Ort nicht in der Museumsführung finden. Schriftlich müßte es schon sein. Ausliegende Blätter hätten den Vorteil, daß man sie mit nach Hause nehmen und die Geschichte nachlesen könnte. Nur: Schreiben muß die Texte erst einmal jemand, der schreiben kann – erzählend schreiben, nicht wissenschaftlich referierend.

Museumspädagogik zum Nulltarif ist nirgends zu haben, schon gar nicht eine, die der Verkündigung dienen soll und deshalb besonderer Qualität bedarf. Es liegt auf der Hand, daß nicht jedes der 20 Häuser, die hier zur Rede stehen, einen hauptberuflichen Museumspädagogen einstellen kann. Aber denkbar wäre ein zentraler museumspädagogischer Dienst bei der „Arbeitsgemeinschaft kirchlicher Museen und Schatzkammern“. Da bestimmte Arten von Objekten in sämtlichen Häusern stehen, könnten Führungsblätter mit Erklärungen zu allgemeinen Fragen – zum Beispiel Funktionen betreffend, die von Einzelheiten wie Herkunft, Alter und Stil des einzelnen Exponats unabhängig sind – für alle formuliert und in hohen Auflagen gedruckt werden, also sehr preisgünstig. Da könnte man es sich leisten, ein Team mit unterschiedlich – theologisch, historisch, pädagogisch – qualifizierten Mitgliedern zu besetzen und Rat von Außenstehenden (Laien und Kirchenfremden) einzuholen, zum Beispiel sämtliche Texte von solchen auf Verständlichkeit prüfen zu lassen, und für die graphische Gestaltung Fachkräfte heranzuziehen. Selbstverständlich macht ein zentraler Dienst museumspädagogische Arbeit vor Ort nicht überflüssig. Aber absurd ist es, wenn an 20 Orten 20 Leute an Texten basteln, die praktisch alle dasselbe enthalten – und das tun sie ja auch nicht überall. Nur: Die Texte gibt es dann eben auch nicht überall, und manche – zum Beispiel erzählende – nirgends.

Interesse wecken, Information vermitteln, Sympathie gewinnen – das kann Museumspäd-

agogik. Ohne diese Voraussetzungen kommt Verkündigung nicht zum Zug; auch kann Informationsvermittlung schon ein Stück Verkündigung enthalten. Jedoch ist Aufgabe der Museumspädagogik ja nicht, „anlässlich“ der Exponate so zu verkündigen, wie es die Theologie tut, sondern „die Sachen selbst zum Sprechen zu bringen“, zu ihnen hinzuführen, dem Besucher zu helfen, eine Beziehung zu ihnen zu gewinnen: Sie, die Glaubenszeugnisse der Väter, soll er als Verkündigung erfahren. Hier schließt sich der Kreis. Denn hier ist wiederum jene objektbezogene Professionalität der Vermittlung gefordert, die in einem kirchlichen Museum prinzipiell nicht anders arbeitet als in jedem Museum überhaupt.

Wenn sich Diözesanmuseen und Schatzkammern wirklich insgesamt aus „Insider-Betrieben“ in Orte der Verkündigung an ein kirchenfremdes Publikum verwandeln wollen (und

nicht nur in respektable Kunstmuseen), wird das viel Engagement, Mühe, Zeit und auch Geld kosten. Mit dem gegenwärtigen Personalstand ist es nicht zu leisten. Die Träger müssen sich darüber klarwerden, was sie eigentlich wollen, und gegebenenfalls Konsequenzen organisatorischer und personeller Art ziehen. Die Chancen gibt es. Die nächsten Jahre werden erweisen, ob kirchliche Museen ernstlich vorhaben, „den Glauben der Vorfahren den Menschen, die heute leben, so zu erschließen, daß dieser Glaube zu einer Einladung wird“.

Thelma von Freymann

¹ A. Grünewald-Steiger, S. Kaiser, Historische Kulturvermittlung am Beispiel deutscher Diözesan-Museen (Diplomarb. Hildesheim 1985).

² Am Beispiel erklärt. Aufgaben und Wege der Museumspädagogik, hrsg. v. Th. v. Freymann unter Mitarb. v. A. Grünewald-Steiger (Hildesheim 1988).

Helmuth James von Moltke (1907-1945) und der Kreisauer Kreis

Allmählich lichtet sich das Dunkel, das nach dem Krieg über dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus lag und das sich seit einigen Jahren erneut über den kirchlichen Anteil am deutschen Widerstand gelegt hatte. Diese Aussage trifft nicht zuletzt für den „Kreisauer Kreis“ zu, die Widerstandsgruppe um den Grafen Helmuth James von Moltke. Ihn stellte 1967 erstmals Ger van Roon in seinem Werk „Neuordnung im Widerstand“ (München 1967) vor (vgl. diese Zschr. 180, 1967, 55-57). Die Mitarbeit der Jesuiten im Kreisauer Kreis kam seit Mitte der achtziger Jahre fortschreitend zum Vorschein: Alfred Delp (Gesammelte Schriften IV, Frankfurt 1984), Augustin Rösch (Kampf gegen den Nationalsozialismus, Frankfurt 1985), Lothar König (Dossier: Kreisauer Kreis, Frankfurt 1987). Einen weiteren Schritt in eine größere Öffentlichkeit tat die Kreisauer-Kreis-Forschung in der allseits beachteten Ausstellung „Der Kreisauer Kreis. Porträt einer Widerstandsgruppe“, deren von Wilhelm E. Winterhager verantworteter, gleichnamiger Katalog

(1985) die Summe der bisherigen Kenntnisse anschaulich und präzise darstellte.

Wenn bisher in diesem Forschungsbereich ein Defizit vorhanden war, so beruhte es in einer ungenügenden Würdigung der Mitte der Widerstandsgruppe: Helmuth James von Moltkes. Auszüge aus seinen Briefen waren zwar bereits unter dem Titel „Helmuth James von Moltke, Anwalt der Zukunft“ (1975) veröffentlicht worden. Die Gesamtedition der Briefe wurde seit Jahren erwartet. Nun liegt sie vor: „Helmuth James von Moltke, Briefe an Freya 1939-1945“¹. Leider wurde das Jahr 1944 aus Gründen der Diskretion von einer Veröffentlichung ausgenommen, also die Zeit vom 19. Januar 1944 bis zum 10. Januar 1945. Damit gehen dem Bild Moltkes, gerade in der Bewertung des 20. Juli 1944 und in der rückschauenden Einschätzung der Kreisauer Planungen, wichtige Konturen ab. Doch auch die nun bekannten Briefe aus den Jahren 1939 bis Anfang 1944 gewähren einen entscheidenden Einblick, zumal die Anmerkungen der Herausgeberin, Beate Ruhm von Oppen